

School of Theology at Claremont



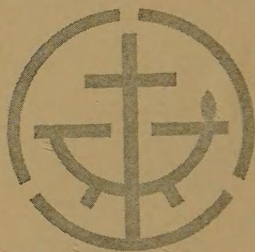
1001 1370483

BS  
1199  
P4  
N5

NIKEL.

DER FRIEDENSGEDANKE IM ALTEN TESTAMENT

GERMAN



LIBRARY

Southern California  
SCHOOL OF THEOLOGY  
Claremont, California

Aus der Bibliothek  
von  
Walter Bauer

geboren 1877  
gestorben 1960



*Mit kollegischem Größ!*

# Der Friedensgedanke im Alten Testament.

## Festrede

gehalten zur Feier des Geburtstages  
Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.  
in der Aula Leopoldina der Universität  
Breslau am 27. Januar 1914.

Von  
Prof. Dr. Joh. Mittel.

---

Als Manuscript gedruckt.

---





BS  
1199  
P4  
N5

# Der Friedensgedanke im Alten Testament.

## Festrede

gehalten zur Feier des Geburtstages  
Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.  
in der Aula Leopoldina der Universität  
Breslau am 27. Januar 1914.

Von  
Prof. Dr. Joh. Nittel.

---

---

Als Manuscript gedruckt.

---

---







**E**in Jahr, reich an vaterländischen Gedenktagen, reich an Festen, welche uns säkulare Ereignisse sowie den vor über 25 Jahren erfolgten Regierungsantritt des jetzt regierenden Monarchen in erhebender Weise in Erinnerung brachten, liegt hinter uns. Es ist nicht meine Absicht, zu dem vielen Schönen, was aus beredtem Munde uns gesagt worden ist, etwas hinzuzufügen, was diese Erinnerungen von neuem wecken würde. Ist es doch zudem akademische Gepflogenheit, daß jeder Festredner, soweit wie möglich, bei seinem Fache bleibt; das Fach des alttestamentlichen Exegeten führt diesen aber weitab von der Gegenwart zu den Ereignissen einer fernen Vergangenheit.

Aber an dem heutigen Festtage, an welchem der Zeiger an der Lebensuhr unseres jetzigen Kaisers um ein Merkliches weiter rückt, darf ich es wohl wagen, wenigstens in der Einleitung an ein Moment aus der 25jährigen Regierung des Kaisers anzuknüpfen. 25 Jahre Regierung und 25 Jahre Frieden! Eine gewichtige Tatsache! Nicht als ob es auch nur den leisesten Mafel in der Regierung eines Fürsten bedeuten würde, wenn er zum Schwerte griff, weil er es mußte. Denn es ist ja eine der vornehmsten Aufgaben des Monarchen, die Würde und Ehre des Reiches und Volkes zu schützen; wenn es nötig ist, auch mit dem Schwerte! Aber 25 Jahre Frieden sind für die geistige Entwicklung, insbesondere für die Entwicklung der Wissenschaften von großer Bedeutung. *Inter arma silent musae.* Nicht als ob die Hochschulen den Frieden um jeden Preis wollten. Die Akademiker wissen auch für das Vaterland zu sterben, wie die Gedenktafeln in unserem Universitätsgebäude es beweisen. Aber als Lehrer und Mehrer der Wissenschaft freuen wir uns der durch den Frieden bedingten oder wenigstens geförderten Weiterentwicklung der Wissenschaften.

Wir danken es dem Kaiser, daß er die Kunst der Erhaltung des Friedens, die auch eine königliche Kunst ist, mit solchem Erfolge geübt hat. Weiter Blick gehört dazu, auch Mannesmut, Selbstbeherrschung und Entsagung, manchmal eine stärkere Willenskraft, als jene, welche im Kriege erforderlich ist. Und dafür, daß



der Kaiser den Frieden erhalten hat, dankt ihm das Volk, danken ihm besonders die Universitäten.

Vom Frieden möchte ich heute reden. Nachdem die Historiker, die Politiker und die Soldaten an den verfloßenen Gedenktagen vornehmlich von kriegerischen Ereignissen geredet haben, darf der Theologe wohl die Gelegenheit ergreifen, vom Frieden zu reden. Aber nicht vom Frieden der Gegenwart oder Zukunft will ich reden; denn politische Erörterungen passen wenig zu diesem mit den Symbolen der Religion und der Wissenschaft geschmückten ehrwürdigen Festsaale. Ich will, meinem Fache entsprechend, reden:

### vom Friedensgedanken im Alten Testament.

Wenn ich vom Friedensgedanken rede, so verstehe ich unter Frieden nicht bloß den Gegensatz zum Kriege, zum Kriege im gewöhnlichen, politischen Sinne, zum Kriege gegen äußere Feinde, zum Kriege mit den Waffen des Soldaten. Ich fasse das Wort Friede in einem weiteren Sinne. Der Friede wird nicht nur gestört durch die Gefährdung der nationalen Güter, sondern auch durch die Gefährdung der schwer errungenen Kulturgüter, und welche Güter höher stehen, ist im einzelnen Falle oft schwer zu entscheiden. Das alttestamentliche Wort für Friede heißt schalom. Dieses Wort bedeutet erstens den äußeren Frieden in politischem Sinne, zweitens die geistigen Güter des Friedens, welche sowohl alle Völker als auch die Bürger eines Staates unter einander verbinden, endlich drittens jenen inneren Frieden des einzelnen, den Frieden, welchen der Orientale meint, wenn er den Nächsten mit den Worten grüßt: Der Friede sei mit dir!

Schlagen wir die Bibel auf, so treten wir im ersten Kapitel des ersten Buches Moses in eine Art Portal, welches den Blick in die geistige Entwicklungsgeschichte des Menschen eröffnet. Dieses grandiose Portal ist der biblische Schöpfungsbericht, der mit den Worten beginnt: im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Dieser Bericht, man kann es wohl sagen, atmet gleichsam den Frieden. Zwar ist das Wort „Friede“ darin nicht gebraucht; aber in welchem Sinne man den biblischen Schöpfungsbericht als einen friedlichen bezeichnen kann, erkennt man sofort, wenn man den babylonischen Schöpfungsmythus damit vergleicht, als dessen monotheistischen Niederschlag man den biblischen Bericht zu charakterisieren versucht hat. Im babylonischen Epos geht es kriegerisch zu. Tiamat, die Repräsentantin des dunklen, flüssigen Chaos, hat sich empört wider ihre eigenen Nachkommen, die großen Götter. Einer von diesen Göttern, Marduk, der Gott der Frühlingssonne, muß auf das Drängen der übrigen Götter die Waffen ergreifen, um Tiamat, den Drachen, die gottwidrige Masse, zu besiegen. Die Folge des Sieges Marduks über Tiamat ist die Entstehung der Welt, die aus dem Leibe Tiamats geformt wird. Ganz anders der alt-



testamentliche Schöpfungsbericht. Hier herrscht kein Krieg, hier sind keine Gewalten, die einander nebengeordnet sind und sich bekämpfen; hier herrscht der eine Gott, der durch sein Wort alles schafft. Das Chaos ist in der Genesis keine gottwidrige Macht, sondern etwas ganz Indifferentes. Alles, was Gott schafft, ist gut; Gott sah, daß es gut war. Zum Schlusse segnet Gott alle Geschöpfe und er ruht aus, nicht vom Kampfe, wie der babylonische Marduk, sondern „von dem Werke, das er gemacht hatte“.

Die babylonische Vorstellung vom Kampfe, aus dem das Weltganze hervorgeht, klingt vielleicht nach in dem bekannten Ausspruch des griechischen Philosophen der vorsokratischen Zeit, des Heraclit: πόλεμος πατήρ πάντων, der Krieg ist der Vater aller Dinge, er klingt nach in der parsifistischen Lehre von Ormuzd und Ahriman, er klingt nach in den gnostischen Systemen und im Manichäismus, in jenen Systemen, nach welchen das Licht mit der Finsternis, der Geist mit der Materie, das Prinzip des Guten mit dem Prinzip des Bösen fortdauernd im Kampfe stehen. Die christliche Schöpfungs-idee, welche auf alttestamentlichem Grunde ruht, hat alle diese dualistischen Systeme, sofern sie sich auf die Entstehung der Welt und des Menschen beziehen, allmählich überwunden.

Die alttestamentliche Erzählung von der Menschenschöpfung enthält aber noch ein anderes Moment, das für den Friedensgedanken in Betracht kommt, die Auffassung nämlich, daß alle Menschen von einem Menschenpaare abstammen, also im weitesten Sinne des Wortes Brüder sind. Daß das israelitische Volk sich der ethisch-humanitären Konsequenzen dieser Auffassung stets bewußt war, beweist die äußerst humane Fremden- und Sclavengesetzgebung des Pentateuchs. Und noch in nachexilischer Zeit, nach 600 v. Chr., legt der Dichter des Buches Job dem Helden seines Lehrgedichts, dem frommen Dulder jene schönen Worte in den Mund, welche vom Verhältnis des Herrn zum Sklaven handeln: „Wenn ich das Recht meines Knechtes verachtet hätte und das meiner Magd, wenn wir im Streite waren, was wollte ich tun, wenn Gott sich erhöbe, und wenn er untersuchte, was wollte ich ihm erwidern? Hat nicht, der mich erschuf, im Mutterleibe auch ihn erschaffen, und hat nicht einer uns alle im Mutterleibe bereitet?“ (Job 31, 13—15.)

Wir kehren zurück zur Schöpfungsgeschichte. Das zweite und dritte Kapitel der Genesis führen uns in das Paradies und damit in den Paradiesesfrieden. Der Mensch hat Frieden mit Gott und Frieden mit der Natur. Gutwillig gibt die Erde ohne menschliches Zutun alles, wessen der Mensch bedarf; der Mensch lebt noch in Frieden mit den Tieren, noch ist ihm das Tier nicht zur Nahrung übergeben. Die Erinnerung an diesen paradiesischen Frieden klingt nach in den außerbiblischen Sagen vom goldenen Zeitalter, jenen Sagen, deren italische Form uns vor allem durch Ovids Metamorphosen (I, 89—150) nähergebracht ist. (Vgl. auch Tac. Ann. III, 26; Vergil, Aen. VIII, 315 ff.; Ecl. IV.) Wir werden der Schilderung



des paradiesischen Naturfriedens noch später begegnen; es ist nämlich die Hoffnung der alttestamentlichen Prophetie, daß der paradiesische Friede wiederkehren wird in der messianischen Zeit.

Nachdem der alttestamentliche Schriftsteller in Genesis Kap. 2 vom paradiesischen Glück gesprochen hat, weiß er im dritten Kapitel von dem Verlust dieses Glückes zu berichten. Die gottwidrige Macht sucht den Menschen von Gott zu trennen. Sie verleitet den Menschen zur Sünde und unter den Folgen der ersten Sünde befindet sich auch die Störung dieses friedensvollen Verhältnisses zwischen Mensch und Natur. Im Schweiß seines Angesichts soll von nun an der Mensch sein Brot essen, und der Schlangensame, d. i. die gottwidrige Macht, soll mit der Menschheit, dem Weibesamen, einen Krieg führen, der erst am Ende der Zeiten endgültig zugunsten des Gottesreiches auf Erden entschieden wird.

Die Störung des Friedens mit Gott durch die sündhafte Begier des Menschen hat also auch dem friedlichen Leben der Menschheit ein Ende bereitet. Der Kampf ist nunmehr sein Los.

Schon das vierte Kapitel der Genesis berichtet von einer Störung des Friedens unter den Menschen; Kain erschlägt seinen Bruder Abel. Menschenblut ist geflossen. Da flieht auch der innere Friede des Menschen. Unstät und flüchtig muß Kain auf der Erde umherirren, und weil er die Angriffe der Menschen fürchtet, baut er sich ein ummauertes Bollwerk, oder wie die Genesis sagt, eine „Stadt“.

Das vierte und fünfte Kapitel bringen die Genealogien Kains und Sets. Zwischen Kainiten und Setiten läßt der alttestamentliche Schriftsteller einen bemerkenswerten Unterschied bestehen. Die Setiten gelten dem biblischen Schriftsteller als fromm, obschon dies nur von Enosch und Henoch ausdrücklich hervorgehoben wird. Die Kainiten hingegen sind dem alttestamentlichen Schriftsteller das dem Irdischen zugewandte Geschlecht, welches die materielle, fleischliche Kultur fördert und allerlei Künste erfindet. Damit tritt aber auch eine Verschlimmerung der Sitten ein. Nachdem der alttestamentliche Schriftsteller von Tubalkain berichtet hat, daß er allerlei Erz und Eisenwerk hämmerte und schmiedete, erzählt er von dessen Vater Lamech, daß dieser in stolzem Selbstbewußtsein die Blutrache proklamierte. Auf den Besitz eherner Waffen vertrauend ruft Lamech aus: „Einen Mann erschlage ich für meine Wunde, einen Jüngling für meine Strieme; siebenmal wird Kain gerächt, Lamech aber siebzimal siebenmal.“

So läßt der Autor der Genesis schon in der Zeit der vorsintflutlichen Patriarchen die Menschheit gewissermaßen in zwei Lager gespalten sein, in das Gottesreich, in welchem seit Enosch der Name Jahwes angerufen wird, und in das Weltreich, welches ummauerte Städte gründet, Handwerke und Künste fördert, aber auch zur Verwilderung der Sitten beiträgt.

Auf die Aufzählung der vorsintflutlichen Patriarchen folgt in



der Genesis der Flutbericht. Den Schluß desselben bildet der zweite Segen, der über die Menschen und die übrigen Geschöpfe ausgesprochen wird. Aber dieser Segen klingt nicht mehr so friedlich wie der Schöpfungssegens in Genesis 1. Gott spricht zwar zu den Menschen: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde!“ Aber er fügt auch hinzu: „Furcht und Schrecken vor euch komme über alle vierfüßigen Tiere und über alle Vögel und alles, was sich auf Erder regt! Alle Fische des Meeres sind in euere Hand gegeben!“ Zum Schluß heißt es, daß Gott das Blut eines jeden Menschen fordern werde von dem, der den Tod eines Menschen verschuldet habe. „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Denn nach Gottes Ebenbilde ist der Mensch geschaffen.“

Auf den Flutbericht folgt die sogenannte Völkertafel der Genesis, in der alle Völker, die im geographischen Gesichtskreis des biblischen Autors liegen, von den drei Söhnen Noahs abgeleitet und so in drei Gruppen geteilt werden: Semiten, Chamiten, Japhetiten. Man hat dieses Kapitel meist bloß vom Standpunkte der Profangeschichte und der historischen Geographie betrachtet, indem man aus den zahlreichen Völkernamen dieses Abschnittes auf den ethnographischen und geographischen Gesichtskreis der alttestamentlichen Schriftsteller schloß und die antike Idee der Skumene damit verglich. Aber es darf auch der ethisch-humanitäre Gedanke, der im 10. Kapitel der Genesis liegt, nicht verkannt werden, der Gedanke des gemeinsamen Ursprungs, der genealogischen Verwandtschaft aller Völker.

Nach der Darstellung des alttestamentlichen Schriftstellers gibt es ein geographisches Zentrum, welches die Wiege des Menschengeschlechts ist. Die ältesten Geschlechter wohnten einst beisammen und hatten nur eine Sprache. Die Zerstreuung der Völker und die Verwirrung der Sprachen ist eine Strafe für den menschlichen Hochmut. Die Menschen wollen ein Symbol ihrer äußeren Macht schaffen und bauen einen Turm, der bis in die Wolken ragen soll. Die Strafe dafür ist die Verwirrung der Sprachen, die zur Folge hat, daß die Menschen einander nicht mehr verstehen. Was der biblische Schriftsteller hier unter Sprachen und unter dem Sichnichtverstehen gedacht hat, ob die religiösen Anschauungen oder eine rein philologische Differenzierung der Sprachen oder soziale Gegensätze, darüber ist viel gestritten worden. Der tiefste Sinn der ganzen Erzählung ist, wie es scheint, folgender. Die Differenzierung der Völker, aus der die nationalen Gegensätze entstehen und durch die der menschliche Friede gestört wird, hat ihre Wurzel in der Sünde, im Hochmut. Nicht die irdischen Interessen, deren Symbol der babylonische Turm ist, halten die Menschen zusammen, sondern die Anbetung Gottes, des Vaters der Menschen. Sobald die Menschen in ihrem Hochmut zeigen, daß sie des himmlischen Vaters vergessen haben, bringt Gott die Menschen zum Bewußtsein ihrer Schwäche, indem er sie zer-

streut. Ist die Menschheit so zum Bewußtsein ihrer Schwäche gekommen, dann wird Gott die Menschen im Zeichen der Demut in der Selbstverleugnung wieder vereinigen. Darum ist das neutestamentliche Sprachenwunder am Pfingstfest das tröstende Gegenbild der babylonischen Verwirrung.

Welche geschichtliche Ereignisse dem biblischen Bericht vom Turmbau zu Babel und von der Sprachverwirrung zugrunde liegen, ist mittels außerbiblischer Nachrichten nicht mehr sicher festzustellen. Sicher ist, daß Völker, welche heute einander gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstehen, einst einander verwandt waren und eine gemeinsame Urheimat besaßen. Für die Verwandtschaft zwischen Indogermanen und Semiten spricht die lautliche Ähnlichkeit vieler Wurzeln; das hebräische Wort für Friede, schalom, hängt zweifellos mit dem lateinischen *salvus* zusammen.

Mit dem elften Kapitel der Genesis schließt die biblische Urgeschichte. Der alttestamentliche Schriftsteller verengt seinen Gesichtskreis; er verläßt die universalistische Gesichtsbetrachtung und wendet sich den Anfängen des israelitischen Volkes zu. Wir haben jetzt zu untersuchen, wie in Israel der Friedensgedanke sich in der Theorie und in der Praxis entwickelt hat.

Die Patriarchengeschichte verläuft durchaus friedlich. Abraham ist ein Fremdling in Kanaan, und obschon er zahlreiche Knechte hat, kann er es doch nicht wagen, Krieg zu führen. Er schließt Verträge ab, und wo es Streit gibt oder geben könnte, da weiß er durch freundliches Entgegenkommen alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Nur einmal muß er zu den Waffen greifen, nachdem nämlich seine Verwandten durch Streifschaaren fremder Könige ihrer Habe beraubt und in die Gefangenschaft geführt worden sind. Abraham kehrt als Sieger heim. Sein Kriegszug scheint so wenig zu der sonst friedlichen Lebensführung Abrahams zu passen, daß ein neuerer Vertreter der alten Geschichte gemeint hat, diese ganze Erzählung habe im babylonischen Exil ein Israelit fingiert, um Abraham, der bis dahin nur als Glaubensheld gegolten hatte, nunmehr auch als Kriegsheld erscheinen zu lassen.

Wir treten in eine neue Epoche der israelitischen Geschichte ein. Die Nachkommen Abrahams sind zu einem Volke geworden. Moses führt dieses Volk aus Ägypten heraus. Nach vierzigjähriger Wanderung soll Israel in das ihm vom Herrn versprochene Land Kanaan einziehen. Da die Bewohner Kanaans aber ihr Gebiet nicht gutwillig räumen, so muß Israel Krieg führen. Dieser Krieg um den Besitz Kanaans gilt der alttestamentlichen Überlieferung als ein Krieg Jahwes selbst, als ein heiliger Krieg. Erstens hat Gott selbst das Land den Israeliten übergeben; zweitens soll Israel dieses Land von Götzenaltären säubern, damit nichts Unheiliges in jenem Lande sei, welches der Herr seinem auserwählten Volke zugewiesen habe. Die Epoche der Kämpfe um Kanaan ist, in rein politischem Sinne genommen, das Heldenzeitalter Kanaans.



Damals entstanden Lieder, welche die Helden und Führer des Volkes verherrlichten, die aber auch Jahwe verherrlichen sollten. Wir wissen es aus dem vierten Buche Moses (21, 4), daß es eine Lieder Sammlung gab, welche den Titel führte: „Buch der Kriege Jahwes.“ Jahwe ist also hier als ein kriegsführender Gott gekennzeichnet oder als ein Gott, zu dessen Verherrlichung man Krieg führt; er ist der Herr der Heerscharen, d. h. nach der älteren Anschauung wohl nicht der himmlischen Heerscharen oder aller Kräfte des Himmels und der Erde, sondern vielleicht der Herr, der die Heerscharen Israels zum Siege führt. Der Krieg um Kanaan ist nach der Auffassung des Alten Testaments ein Krieg für die Interessen Jahwes, ein heiliger Krieg.

Wie ist das aber in Einklang zu bringen mit der ebenfalls alttestamentlichen Anschauung, daß alle Menschen Kinder Gottes und untereinander Brüder sind? Die Antwort, die das Alte Testament darauf gibt, ist etwa folgende: Jahwe ist nicht nur der Bundsgott Israels, er ist der Herr der ganzen Welt. Ihm gehören alle Länder, auch Kanaan; er kann dieses Land zur Durchführung seiner Zwecke geben, wem er will. Dieses höhere Ziel hängt hier bei der Überlassung Kanaans an die Hebräer mit der geistigen Mission Israels zusammen. Israel soll im Lande Kanaan die ihm vom Herrn zugewiesene religiös-sittliche Aufgabe erfüllen. Zur Durchführung dieser Aufgabe ist es notwendig, daß Israel das Land von Götzenbildern und Götzenaltären reinigt. Wo die Kanaaniter diesem Vorhaben Widerstand entgegensetzen, soll Israel kein Abkommen mit ihnen treffen, sondern Gewalt gebrauchen. Daß es nicht in der Absicht der Providenz lag, alle Kanaaniter ohne Unterschied auszurotten, ergibt sich schon aus jenen pentateuchischen Gesetzen, in denen das Verbleiben der Kanaaniter, oder wenigstens eines Teiles derselben, in Kanaan vorausgesetzt wird. Die ganze sehr humane Fremden gesetzgebung im Pentateuch hat zur Voraussetzung die Tatsache, daß in Kanaan neben den Israeliten noch zahlreiche Fremde, gerim, dauernd wohnen sollten.

Dabei bleibt die Tatsache bestehen, daß der Krieg um Kanaan unter gewissen Voraussetzungen nicht bloß von Gott zugelassen, sondern sogar gewollt ist, daß Gott ihn unter Umständen auch in seinen Weltenplan aufgenommen hat. Dadurch ist aber der Krieg nicht als etwas an sich Gutes bezeichnet. Denn auch die Übel läßt Gott ja zu, er nimmt sie in seinen Plan auf, er weiß ja schließlich auch das Schlimme zum Besten zu lenken.

Wir treten in eine neue Epoche Israels. Israel will, da erstens die Philisternot aufs höchste gestiegen ist und da zweitens die anderen Völker Könige haben, ebenfalls einen König besitzen. Samuel warnt das Volk und sagt demselben, was der König vom Volke fordern werde. Er sagt unter anderem: „Eure Söhne wird der König nehmen und auf seine Kriegswagen setzen und zu seinen Reitern und zu Läufern vor seinen Wagen machen, und er wird

sie sich als Obersten und als Hauptleute über Hundert und als Pflüger auf seine Felder oder als Schnitter seiner Saaten und als Schmiede für seine Waffen bestellen.“

Schließlich gewann Samuel, wie das Alte Testament berichtet, im Verkehr mit seinem Gotte die Gewißheit, daß zu den bisherigen Vertretern Gottes, des himmlischen Herrschers, d. i. zu den Priestern und Propheten, nun noch der König treten sollte. Er salbte Saul, den Kriegermann, zum Könige und bezeichnete als dessen vornehmste Aufgabe nicht die Friedenstätigkeit, sondern den Krieg. Sauls ganze Regierung war gekennzeichnet durch die langwierigen, für Israel meist unglücklichen Philisterkriege. Auch diese Kriege sollten ja keine Eroberungs- oder Raubzüge sein, sondern Kriege, welche die Herrschaft Jahwes in Kanaan zur allgemeinen Anerkennung führen sollten. Als daher Saul nach einem siegreichen Kampfe von der Beute etwas für sich zurückbehielt, angeblich um es als Opfer darzubringen, wandte sich Samuel von Saul ab und salbte, zunächst in privatem Kreise, den jungen David zum Könige.

Das Bewußtsein, der ihm zugewiesenen kriegerischen Aufgabe nicht gewachsen zu sein, verdüsterte Sauls Gemüt. Er fand nach Jahren des Leidens einen tragischen Tod. David erbte von seinem Vorgänger nicht nur die Königskrone, sondern auch die Aufgabe, die Kanaaniter- und Philisterkriege zu Ende zu führen. Ihm gelang diese Aufgabe; der Jahwekult war jetzt in ganz Kanaan der herrschende. — Trotzdem nun David ebenso wie Josua und die Richter die Kriege um Jahwes willen geführt hatte, schien doch grade der Kriege wegen etwas wie ein Makel auf ihm zu ruhen. Er hatte Blut vergossen. Als er darum gegen Ende seiner Regierung den Tempel erbauen wollte, trat ihm der Prophet Nathan entgegen und verkündete dem David, daß nicht er, sondern sein Sohn Salomo den Tempel bauen sollte.

Der Verfasser der Chronikbücher läßt David am Ende seines Lebens zu seinem Volke sagen: „Gott sprach zu mir: Du sollst meinem Namen kein Haus bauen, denn du bist ein Mann des Krieges und hast Blut vergossen.“ (1. Chron. 28, 3.) Man versteht nicht recht, warum der für den Jahwekult eifrig tätige David weniger würdig sein sollte als Salomo. Denn die Kriege, die David geführt hatte, waren in demselben Sinne Kriege Jahwes wie die von Josua, den Richtern und Saul geführten Kriege. Aber wir werden zu bedenken haben, daß es im Leben Davids eine Episode gab, in welcher er, vor Saul unstät von Ort zu Ort fliehend, mit einer Schar von Waffengenossen Kriegstaten ausübte, die wir auch bei der weitesten Auslegung des Kriegsrechts mit unseren Moralbegriffen nicht in Einklang bringen können. So konnte der Prophet in zart vorwurfsvollem Sinne zu David sagen, daß an seinen Händen Blut klebe.

Davids Sohn und Nachfolger Salomo, der vom Propheten für würdig erklärt wurde, den Tempel zu bauen, war ein wirklicher



Friedensfürst in dem Sinne, daß er in der Tat keine Kriege geführt hat. Schon sein Name war friedensverheißend, denn Salomo heißt soviel wie Friedrich. Salomos Regententlugheit und Mäßigung wußte das Reich im wesentlichen in dem alten Umfange zu erhalten, ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen wurde. Daß sich im Süden ein kleines, selbständiges edomitisches Reich bildete, nahm Salomo als vollendete Tatsache ruhig hin, weil die Sache nicht von Bedeutung war. Von größerer Wichtigkeit war die Losreißung des Gebietes von Damaskus. Salomo zog zwar gegen den König von Damaskus zu Felde; es kam aber, wie es scheint, nicht zu einer Schlacht. Salomo erkannte die Unabhängigkeit des abgefallenen Gebiets an und entschädigte sich für den Ausfall an Tribut durch Erhebung höherer Transitzölle aus den abgefallenen Gebieten. Salomo hat aber nicht bloß, ohne Krieg zu führen, das Reich in wesentlichem im allgemeinen Umfange erhalten, sondern er hat auch durch geschickte Diplomatie seine Einflußsphäre erweitert. Das Volk Israel wurde durch Maßnahmen verschiedener Art in friedlicher Weise in den Reigen der Kulturvölker eingeführt. Unter anderem war Salomo der Schöpfer der ersten israelitischen Flotte, die allerdings ganz friedlichen Zwecken, nämlich Handelszwecken diente. Salomos Regierungshandlungen entsprachen seiner Geistesrichtung, die in mehr als einer Beziehung als universalistisch bezeichnet werden kann, da er erstens seinen Blick weit über die Grenzen seines Landes hinaus richtete, zweitens weil er alle Gebiete der Kultur durch seine Regierungsmaßnahmen zu befruchten suchte. Salomos Friedensliebe entsprach nicht etwa quietistischen Neigungen, sondern einem tiefen Verständnis für die Bedeutung der Kulturaufgaben, die ein Herrscher zu erfüllen hat. In etwas naiver Weise schildern die Königsbücher diese Geistesrichtung Salomos unter anderem mit den Worten: „Auch redete Salomo 3000 Sprüche und seiner Lieder waren 1005; und er sprach über die Bäume, von der Zeder, die auf dem Libanon wächst bis zum Ysop, der aus der Mauer herauswächst, und er redete über das Vieh und über die Vögel und über das Gewürm und über die Fische.“

Ergibt sich die friedfertige Gesinnung Salomos schon ohne weiteres daraus, daß er der scientia amabilis, der Botanik, seine königliche Huld zuwandte, so wird diese Vorliebe für friedliche Kulturtätigkeit noch zum Überschuß dadurch bestätigt, daß die Königsbücher folgendes über Salomos Regierung sagen: „Und Salomo hatte Friede auf allen Seiten ringsum, so daß Juda und Israel sicher wohnten, ein jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, von Dan bis Beersaba, solange Salomo lebte.“ (1. Kön. 5,4.)

Salomo war sich aber auch dessen bewußt, daß zur Erhaltung des Friedens die Stärkung der Wehrhaftigkeit des Volkes nötig war. Es heißt daher in den Königsbüchern (1. Kön. 5,6:) „Und

Salomo hatte 40000 Gespann Kasse für die Kriegswagen und 12000 Reitpferde.“ Zur Beschaffung guten Pferdmaterials für Kriegszwecke knüpfte Salomo Beziehungen mit fremden Ländern an. Den Zwecken der Landesverteidigung dienten die von Salomo ausgeführten Bauten zur Befestigung Jerusalems sowie der Garnisonstädte. Außer den letzteren befestigte Salomo noch manche andere Städte, einige zum Schutze der Grenze, andere zum Schutze wichtiger Handelsstraßen, speziell der israelitischen Zollämter.

Vergleicht man diese allseitige Fürsorge Salomos für sein Land mit der Regierungstätigkeit Davids, so begreift man nicht recht, warum Salomo in der späteren israelitischen Überlieferung nicht jenes hohe Ansehen genoß wie David. Wenn die Prophetie in der zweiten Hälfte der Königszeit und nachher von der Wiederherstellung des alten früheren Glanzes des Reiches sprach, so drückte sie dies mit den Worten aus, daß der Herr wieder einen David senden werde. Als das davidische Königtum gestürzt war, da, im Exil, sprach ein Ezechiel die Weissagung aus, daß Gott sich des Volks dereinst wieder erbarmen werde. „Und ich werde“, so spricht der Prophet im Namen des Herrn, „einen einzigen Hirten über sie bestellen, der wird sie weiden, nämlich meinen Knecht David.“ (Ez. 34,23.) Und bei Jeremias lesen wir zweimal fast dieselben Worte: „In jenen Tagen (d. i. in der messianischen Zeit) will ich dem David sprossen lassen einen gerechten Sproß, daß er Recht und Gerechtigkeit übe.“ (Jer. 23,5; 33,15.) Nicht Salomo, sondern David war in den späteren Zeiten des Unglücks der Typus eines Königs, welcher durch Recht und Gerechtigkeit dem Volke Glück und Frieden bringen sollte. Die Regierungsmaßnahmen Salomos konnten dem Könige die Herzen seiner Untertanen um so weniger gewinnen, als man für den Satz „si vis pacem, para bellum“ wenig Verständnis hatte und die Steuerlast als drückend empfand. Dazu kam, daß Salomo in Konnivenz gegen das Ausland am Ende seines Lebens fremde Kulte begünstigte und so die Anhänger der monotheistischen, prophetischen Religion mit Betrübnis erfüllte.

Salomos Regierungsmaßnahmen hatten unter anderm auch die Wirkung, daß der alte Gegensatz zwischen Nord und Süd in Israel nach seinem Tode zur hellen Flamme emporloderte und daß die zehn Nordstämme von der davidischen Dynastie abfielen. Es drohte ein Bruderkrieg zu entstehen; da trat ein Prophet auf und hinderte den Sohn Salomos, Roboam, daran, gegen die Bruderstämme des Nordens zu Felde zu ziehen. Die Prophetie sowie der Verfasser der Königsbücher stellen sich auf den Standpunkt, daß der Abfall der Nordstämme und die Störung des inneren Friedens eine Strafe des Herrn für die kultischen Sünden Salomos sei.

Die Geschichte der beiden getrennten Reiche ist angefüllt mit kriegerischen Ereignissen verschiedenster Art, mit Kriegen gegen äußere Feinde, mit Bruderkriegen, d. h. Kriegen zwischen dem Nord-



und Südreiche, mit inneren Unruhen in den einzelnen beiden Reichen. In allen dieser Unruhen war die Prophetie gleichsam der ruhende Pol. Der Grundgedanke der prophetischen Rede ist der, daß der innere und äußere Friede nur wiederkehren werde, wenn das Volk die Gebote Gottes treu erfülle. Läßt Israel ab von der Abgötterei, von der Schwelgerei, von Ungerechtigkeit, Hochmut und Lieblosigkeit, so wird der Herr seinem Volke wieder Glück und Frieden geben; bekehrt sich Israel nicht, dann wird das Schwert das Land und seine Bewohner fressen, dann nützen die besten und stärksten Heere, dann nützen die mächtigsten Bundesgenossen nichts. Die Propheten stellen die Kulturideale voran und stellen sie zwar nicht über die nationalen Ideale, aber sie machen die Erreichung der letzteren von der Erreichung der ersteren abhängig. Besonders charakteristisch ist das Verhalten des Märtyrerpropheten Jeremias. Zu seiner Zeit war Juda den Babyloniern tributpflichtig geworden. Man hätte sich mit der Tatsache abfinden und den jährlichen Tribut zahlen können; die davidische Dynastie hätte dabei ruhig bestehen und das Land hätte eine neue Blütezeit erleben können. Aber man faßte den unter den obwaltenden Verhältnissen kühnen Entschluß, durch Anschluß an Ägypten die politische Unabhängigkeit zu erlangen. Vergebens warnte der Prophet davor; vergebens sagte der Prophet von den kurzsichtigen Patrioten, welche das Heil des Volkes von politischen Maßnahmen erwarteten: „Den Schaden des Volkes möchten sie auf leichtfertige Weise heilen, indem sie rufen: Friede, Friede! wo doch kein Friede ist.“ (Jer. 6, 14.) Aber Jeremias wurde nicht gehört. Die Partei, die zu ihm hielt, war zu schwach. Er wurde als Vaterlandsverräter angesehen, verfolgt und gemißhandelt. Falsche Propheten ermutigten überdies die zum Abfalle von Babel hindrängende Partei. Und so traf das ein, was Jeremias, der doch sein Volk und sein Land aufrichtig liebte, vorausgesagt hatte. Die nationalen Hoffnungen wurden zuschanden, weil man den Krieg ohne Gott dem Frieden mit Gott vorgezogen hatte.

An den Trümmern der errichteten politischen Ideale rankte sich aber wie eine zarte Schlingpflanze eine andere Hoffnung auf, die Hoffnung auf ein Reich der Zukunft, in welchem ein gerechter König herrschen und welches ewigen Frieden besitzen werde, ein Reich, das ewig bestehen und bis an die äußersten Enden der Erde sich erstrecken werde.

In prophetischer Perspektive schaut schon ein Jesaias um 700 v. Chr. dieses Reich, dessen Mittelpunkt Zion sein sollte. Er sagt: „In den letzten Tagen wird der Berg des Hauses des Herrn festgegründet sein auf dem Gipfel der Berge, und er wird höher sein als alle Hügel, und alle Völker werden zu ihm hinströmen. Und viele Völker werden zu ihm hinwallen und sprechen: Kommt laßt uns hinaufziehen zum Berge des Herrn und zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und daß wir

auf seinen Pfaden wandeln; denn von Zion wird ausgehen das Gesetz und das Wort des Herrn von Jerusalem“ (Jes. 2, 2 f.). Die Ausbreitung der Lehre Jahwes unter allen Völkern, von der hier die Rede ist, soll, wie der Prophet weiter sagt, den ewigen Völkerfrieden zur Folge haben. Diesen Frieden schildert der Prophet mit den Worten: „Und die Nationen werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Sichel, und nicht mehr wird ein Volk gegen das andere das Schwert ziehen, noch werden sie fernerhin sich im Kampfe üben“ (Jes. 2, 4). Das künftige Weltreich also, welches nicht auf Waffengewalt, sondern auf das Wort des Herrn gegründet ist, wird ein Reich des ewigen Friedens sein.

Wie eine Idylle aus Salomos Tiergarten mutet uns ein anderes Wort des Propheten Jesaias an, in welchem der Friede des messianischen Reiches unter dem Bilde des paradiesischen Naturfriedens geschildert wird: „Es wird ein Reis hervorgehen aus der Wurzel Jesse und ein Zweig aufsteigen aus seinem Wurzeltstock. Und der Geist des Herrn wird sich auf ihm niederlassen . . . Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Lenden sein und Treue der Gurt seiner Hüften. Dann wird der Wolf bei dem Lamm wohnen und der Leopard neben dem Böckchen lagern; Kalb, Löwe und Schaf werden beieinander weiden und ein kleiner Knabe wird sie leiten. Kalb und Bär werden mit-sammen weiden, ihre Jungen werden ruhig beieinander lagern, und der Löwe wird Gras fressen wie ein Rind. Der Säugling wird am Schlupfloch der Natter spielen, und in die Höhle des Basilisken wird der kaum Entwöhnte seine Hand strecken.“ (Jes. 11, 1—8.) Daß der hier geschilderte Naturfriede ein Symbol für den Frieden unter den Menschen ist, ergibt sich aus dem Schluß des kleinen Abschnitts, wo es heißt: „Denn das Land wird von Erkenntnis des Herrn voll sein wie von Wassern, die das Meer bedecken.“ (Jes. 11, 9). Die Erkenntnis des Herrn können natürlich nur Menschen besitzen. An einer anderen Stelle nennt Isaias den messianischen König geradezu *sar schalom*, „Friedensfürst“. (Jes. 9, 5). Jesaias' Zeitgenosse, Michäas, spricht sich ähnlich über den messianischen König aus. Nachdem er von ihm gesagt, daß er aus Bethlehem stammen werde, daß sein Ausgang von Anbeginn, von den Tagen der Ewigkeit sei, sagt er: „Dann wird er dastehen und das Volk weiden in der Kraft Jahwes, in dem majestätischen Namen Jahwes, seines Gottes, so daß sie sicher wohnen werden. Denn dann wird er groß dastehen bis an die Enden der Erde; und er wird der Friede sein.“ (Mich. 5, 3 f.). Als nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil die Juden in Jerusalem einen neuen, allerdings nur bescheidenen Tempel bauten, und als diejenigen, welche noch den herrlichen salomonischen Tempel gekannt hatten, beim Anblick der bescheidenen Fundamente des neuen Tempels weinten, tröstete sie



der Prophet Haggäus mit den Worten, daß der Herr selbst diesen neuen Tempel verherrlichen werde, indem die Völker ringsum von göttlichem Geiste angetrieben, Silber und Gold in den neuen Tempel bringen würden. Alsdann fügt der Prophet hinzu: „Die künftige Herrlichkeit dieses zweiten Tempels wird größer sein als die des ersten, denn an diesem Orte werde ich Frieden spenden.“ Der messianische Friede, das messianische Heil, sollte einst von diesem Tempel ausgehen. Zu derselben Zeit, im Jahre 520 v. Chr., tröstet der Prophet Zacharias das unter persischer Oberhoheit lebende entmutigte Volk durch den Hinweis auf den kommenden Messiasfürsten. Er schildert ihn aber nicht als mächtigen König, der die Feinde Israels niederwerfen werde, sondern als einen Friedensfürsten, der durch Worte des Heils Frieden bringen werde. „Freue dich, Tochter Zion,“ so ruft der Prophet, „juble, Tochter Jerusalem, denn dein König zieht in dir ein, gerecht ist er und heilbringend, demütig ist er und reitet auf einem Esel, dem Füllen einer Eselin. Er rottet aus die Streitwagen aus Ephraim und die Kriegsrösse aus Jerusalem, auch die Kriegsbogen werden ausgerottet werden, und er wird den Völkern Frieden gebieten. Seine Herrschaft wird reichen von Meer zu Meer und vom Euphratstrome bis an die Enden der Erde.“ (Zach. 9, 9 f.)

Dieser Gedanke vom ewigen Frieden des messianischen Reiches wird bei den Propheten und in den Psalmen in verschiedener Weise variiert. Ich muß es mir versagen, weitere Stellen anzuführen. Ein Moment darf aber dabei nicht vergessen werden: der Errichtung des Gottesreiches auf Erden muß ein Kampf vorhergehen, der Kampf Gottes und seines Gesalbten gegen die gottwidrige Macht. Je mehr die Juden unter dem Druck der großen Weltmächte, der Ägyptier, Babylonier, Meder, Perser, Griechen zu leiden hatten, mit um so lebhafteren Farben malte man sich zum Zwecke des Trostes den Sieg des Messias über die Feinde des Gottesreiches aus. Charakteristisch ist hier eine Stelle im Buche Joel. Anknüpfend an Jesaias, welcher in der messianischen Zeit die Schwerter zu Pflugscharen, die Lanzen zu Winzermessern umgeschmiedet werden läßt, schildert Joel den der Errichtung des messianischen Reiches vorangehenden Kampf in entgegengesetzter Weise: „Lasset den Aufruf unter den Nationen ergehen: Rüstet euch zum heiligen Krieg! Feuert die Helden an! Schmiedet eure Pflugscharen um zu Schwertern, euere Winzermesser zu Lanzen! Der Schwächling fühle sich als Held! . . . Die Völker sollen sich anfeuern und heranziehen in das Tal Josaphat! Dort will ich über alle Völker ringsum zu Gerichte sitzen!“ (Joel 4, 9—12.)

Die Bedingung des messianischen Friedens ist der Kampf gegen die gottwidrige Macht, jener Kampf, der schon im Paradiese angekündigt ward mit den Worten: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen!“

Ist die gottwidrige Macht besiegt, welche den Egoismus, den Hochmut der Menschen nährt, welche die Leidenschaften der Menschen aufstacheln und so den Frieden stets verhindert, dann wird im künftigen Gottesreiche ewiger Friede herrschen. Dieses Friedensreich ist gegründet nicht auf das Schwert, sondern auf die höchsten Kulturgüter, insbesondere auf Gotteserkenntnis, Gottesfurcht und Gottesliebe. Der Friede wird kommen, wenn wie der Prophet Isaias sagt, „die Welt von Erkenntnis des Herrn voll ist wie von Wassern, die das Meer bedecken“. Das ist der Sinn der alttestamentlichen Weissagung vom Frieden des Gottesreiches, das ist der Kern des Friedensgedankens im Alten Testament.

Die Idee vom Gottesreiche, von einer alle Völker umspannenden Kulturgemeinschaft ruht auf alttestamentlichem Grunde. Das Christentum hat aus dem Alten Testament diese Idee übernommen und fortgebildet. Man hat behauptet, daß die christliche Kirche diese Idee von den Hellenen übernommen habe. Julius Kaerst sagt in seiner kleinen Schrift: „Die antike Idee der Ökumene in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung“ (Leipzig 1903), daß der Gedanke einer die Welt umspannenden, durch ihre Ordnung unbedingt verpflichtenden Gemeinschaft auf hellenischem Boden entstanden sei. (S. 1.) Das ist möglich. Sicher ist aber auch, was Kaerst übrigens zugibt (a. a. O. S. 9), daß diese Idee in einer anderen, mehr religiös gefärbten Gestalt schon sehr lange vorher im Volke Israel von den Propheten verkündet worden ist, zu einer Zeit, da es in Hellas noch keine πόλις gab, in welcher das Ideal staatlichen Lebens erwachen konnte.

In der christlichen Kirche hat Augustinus zuerst die Idee vom Gottesreiche auf Erden in ihrer ganzen Tiefe erfaßt und in einen seiner ganzen Denkweise und seiner politischen Auffassung entsprechenden Ausdruck gebracht. Er schildert die Menschheitsgeschichte in der Gesamtheit ihrer kulturellen Schöpfungen als den Kampf der civitas terrena und der civitas coelestis. Der Staat an sich entspringt nach Augustinus weder der Sünde, noch ist er Produkt eines Vertrages, sondern er geht hervor aus den Trieben und Gesetzen der menschlichen Natur. Im römischen Staate seiner Zeit und in der antiken Kultur aber erblickt Augustinus ein Abweichen von den durch Gott gemiesenen Wegen; denn über Ruinen und Trümmer hinweg, in beispielloser Anmaßung hätten sich die Römer den Erdkreis unterworfen. So erscheint ihm das römische Reich wie manche andere Reiche des Altertums als civitas terrena. Dieser stellt Augustinus das christliche Ideal vom Staate entgegen. Voraussetzung für den Bestand und das Wirken des Idealstaates ist nach Augustinus die lebendige Durchdringung der Welt mit den Grundsätzen des Christentums.

Augustins Auffassung vom römischen Weltreiche ruht auf alttestamentlichem Grunde. Ihm ist das römische Reich eine gott-



widrige Macht, wie das babylonische, das medopersische und das Reich der Seleuciden, welche die Gottesgemeinde auf Erden, das Volk Israel, bedrückt haben.

Anders hat bekanntlich Dante<sup>1)</sup>, der große Patriot, über die Weltmission des römischen Reiches gedacht. In seiner Streitschrift *De monarchia*, einem edlen politischen Selbstbekenntnis, das allerdings die traumhafte Ueberspannung aller ghibellinischen Ideale darstellt, hat Dante die Notwendigkeit einer großen irdischen Monarchie, eines irdischen Staates, erwiesen. Der Friede unter den Menschen, sagt Dante, kann auch in einem irdischen Staate bestehen, aber sicher nur dann, wenn sich dieser Staat über die ganze Erde erstreckt. Denn wenn alle Völker einem Kaiser untertan sind, kann es keine Kriege geben. Mit welchem Herrscher sollte dann dieser Kaiser Krieg führen? Diesen alttestamentlichen, von Dante aber nicht richtig gedeuteten Gedanken von einem Könige, dessen Reich alle Gebiete der Erde umfaßt, hat Dante bekanntlich ins Praktische übertragen, indem er dem römischen Reiche deutscher Nation die Aufgabe zuschrieb, das Erbe des alten Römerreichs zu übernehmen und alle Völker zu umspannen. Dante war ein Dichter. Seine politische Idee ist der edlen Seele eines Patrioten, aber eben eines Poeten entsprungen. Viel nüchterner hat später Kant in seinem Büchlein „Zum ewigen Frieden“ das Friedensproblem aufgefaßt, und doch berührt er sich in wesentlichen Punkten mit der alttestamentlichen Prophetie. Kant geht von dem Satze aus, daß die Entwicklung der Zivilisation nur auf Kosten der Glückseligkeit erfolgt. Je vollkommener der Rechtszustand und je besser die Staatsverfassung, desto mehr muß der einzelne auf Befriedigung der persönlichen Wünsche verzichten. Diese Spannung zwischen der Vollkommenheit des Ganzen und der Glückseligkeit des einzelnen kann nur dadurch beseitigt werden, daß in den einzelnen Menschen die praktische Vernunft zum Siege gelangt. Je mehr nämlich die praktische Vernunft, der kategorische Imperativ, im einzelnen Menschen wirksam ist, desto mehr ordnet dieser seine persönlichen Wünsche den Bedürfnissen des Ganzen unter, und so nähert man sich allmählich dem Zustande des sozialen Friedens. Der ewige Friede auf sozialem Gebiete ist allerdings nach Kant ein Ideal, dessen Erreichung wie bei allen Idealen in der Unendlichkeit liegt. Sehen wir nun in diesem Kantischen Gedankengang an die Stelle des Begriffes „praktische Vernunft“ die Begriffe Gotteserkenntnis, Gerechtigkeit und Liebe, so haben wir bei Kant dieselbe Auffassung von der Erreichbarkeit des sozialen Friedens wie bei den Propheten des Alten Testaments. — Was den äußeren, politischen Frieden, den Frieden unter den Völkern anlangt, so denkt Kant nicht wie die alttestamentlichen Propheten und wie Dante an ein alle Völker umfassendes Weltreich, sondern er denkt sich den Ideal-

<sup>1)</sup> Vgl. Sauter, Dantes Monarchie, Freiburg i. Br. 1913. S. 60.

zustand des ewigen Friedens unter den Völkern garantiert durch einen die Handel unter den Völkern schiedsrichterlich schlichtenden Staatenbund. —

In der heutigen Zeit ist nun vorläufig mit der ernststen Verwirklichung aller dieser Gedanken nicht zu rechnen. Der kräftige Selbsterhaltungstrieb der historisch entstandenen, meist auf ethnischer Grundlage entwickelten Staatengebilde läßt vorläufig derartige Versuche als aussichtslos erscheinen. Diese realen Verhältnisse faßte unser jetzt regierender Kaiser ins Auge, als er am 3. Februar 1899 die Worte sprach: „Es ist ja ein herrliches Beginnen, für alle Völker den Frieden herbeiführen zu wollen; aber es wird ein Fehler bei den ganzen Berechnungen aufgestellt. Solange in der Welt die unerlöste Sünde herrscht, so lange wird es Krieg und Haß, Neid und Zwietracht geben, und solange wird ein Mensch versuchen, den anderen zu über-vorteilen. Was aber unter den Menschen, das ist auch unter den Völkern Gesetz. Deshalb wollen wir trachten, daß wir Germanen wenigstens zusammenhalten wie ein fester Block. An diesem rocher de bronze des deutschen Volkes, draußen weit über die Meere, und bei uns zu Hause in Europa, möge sich jede den Frieden bedrohende Woge brechen.“ So die Worte unseres Kaisers.

Der Kaiser ist in diese Zeitlichkeit gestellt und muß die zeitlichen, realen Verhältnisse berücksichtigen; ihm obliegt, wenn ich mich medizinisch ausdrücken darf, die Therapie des Friedens, und die Therapie arbeitet, wenn es notwendig ist, auch mit dem Messer. Neben der Therapie gibt es aber in der Medizin auch eine Hygiene, die zukünftigen Krankheiten vorbeugen will. Die Hygiene des Friedens gehört ebenfalls zu den vornehmsten Aufgaben des Staates. Es gibt völkerverbindende und völker-versöhnende Kulturmomente, welche den Gegensatz der Nationen mildern und die Völker unter höheren Gesichtspunkten zusammen-fassen. Die Prophetie des Alten Testaments erblickt in der wahren Gotteserkenntnis, welche Liebe und Gerechtigkeit erzeugt, dieses völkerverbindende, den Frieden verbürgende Moment. Ich möchte als dieses Moment von einem anderen Gesichtspunkt aus die all-gemeinen Kulturgüter bezeichnen. Den allgemeinen Kulturinteressen dient in erster Linie die Missionstätigkeit, welche ja im verflossenen Jubiläumsjahre eine so erfreuliche Förderung erfahren hat. Es gibt aber noch andere völkerverbindende Momente. Es sind dies Handel und Verkehr, die internationalen Verkehrsmittel, das internationale Recht einschließlich der Genfer Konvention und des internationalen Schiedsgerichts und nicht zuletzt die Wissenschaft mit ihrer internationalen Literatur und ihren internationalen Kongressen.

Trotzdem nicht mehr, wie einst im Mittelalter, eine inter-nationale Gelehrtensprache, das Latein, von der Wissenschaft all-gemein in ihren Dienst genommen wird, so bringen doch Zeit-



schriften, Bibliotheken und Kongresse die Vertreter der Wissenschaft einander näher. Diesem internationalen wissenschaftlichen Verkehr dient auch die einer hochherzigen Initiative des Kaisers entsprungene Einrichtung der Austauschprofessuren. Einer Befruchtung der internationalen wissenschaftlichen Interessen dienen auch gewisse wissenschaftliche Unternehmungen, wie geographische Expeditionen und Ausgrabungen an den Stätten der alten Kultur. Ich nenne besonders die Deutsche Orientgesellschaft, welche am deutschen Kaiser stets einen warmherzigen Förderer gefunden hat, wofür am heutigen Tage danken zu dürfen gerade dem Vertreter der alttestamentlichen Exegese eine besondere Freude bereitet.

Gern danken wir dem Kaiser für alles, was er durch Förderung der Wissenschaft zur Hebung der allgemeinen völkerverbindenden Kulturinteressen getan hat. Möge die Friedenstätigkeit unseres Kaisers den Völkern des Erdballes, vor allem aber dem deutschen Volke, fernerhin zum Segen gereichen! Was die Universitäten dabei mitleisten können, werden sie mit hingebender Treue tun. Unsere Wünsche aber, die wir für unseren Monarchen am heutigen Tage im Herzen tragen, bringen wir äußerlich zum Ausdruck, indem wir — worum ich alle Anwesenden bitte — gemeinsam einstimmen in den Ruf:

Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch!















BS       Nikel, Johannes Simon, 1863-1924.  
1199       Der Friedensgedanke im Alten Testament.  
P4       [Breslau, 1914?]  
N5       19p. 24cm.

Festrede - Breslau (Geburtstag des Kaisers)  
1914.

1. Peace (Theology)--Biblical teaching. 2.  
Bible. O.T.--Theology. I. Title.

CCSC/mmmb

A2806

